Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 35 (1912)

Artikel: Aus meiner Jugendzeit : 1828-1853

Autor: Ernst, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985724

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus meiner Ingendzeit

1828—1853.

Bon Prof. Dr. Friedrich Ernft.

Vorbemerkung der Redaktion.

🛐 er am 12. Februar 1911 verstorbene Professor Dr. F. Ernst hat in seiner letzten Lebenszeit begonnen, Erlebnisse und Eindrücke eines langen und arbeitsreichen Lebens niederzu= schreiben. Leider sind diese Aufzeichnungen nicht weit gediehen. Sie brechen schon mit dem Schluß der Studentenzeit ab. Vom rein persönlichen Gesichtspunkt aus würde es sich nicht rechtfertigen, sie hier zum Abdruck zu bringen; denn der Ver= fasser hat, wie lebhaft immer seine innere Teilnahme an allem war, was in Staat und Gesellschaft um ihn vorging, doch nie stärker in die Entwicklung seiner Zeit eingegriffen, sondern sich auf seinen Beruf beschränkt, dem er mit voller Singabe oblag. Aber seine Mitteilungen spiegeln Umgebung und Zeit, in der er aufwuchs, so anschaulich wieder, daß sie um dieses Grundes willen sicherlich allgemeineres Interesse aufweisen. Mit freund= licher Einwilligung der Hinterlassenen bringen wir sie deshalb auf den nachfolgenden Seiten zum Abdruck.

I.

Die Familie Ernst, der ich entstamme, ist ein altes bürgerliches Geschlecht der Stadt Winterthur. In den allgemeinen Stadtnotizen findet sich schon 1470 ein Ernst, wohnhaft am Graben; dann 1530 Peter Ernst, der in den Kappelerkrieg zog

unter Feldhauptmann Steiner von Winterthur und 1564 am gleichen Tag mit seiner Frau Anna von Wart starb. Von diesem Peter Ernst an datiert, dank der durch den Reformator Zwingli eingeführten und durch die Ortsgeistlichen von nun an genau nachgetragenen Taufregister, ein kontinuierlicher Stammbaum der Familie Ernst. Anfänglich Glaser und Panzermacher, wur= den sie nachher im wesentlichen Weber, Tuchhändler und Kauf-Ein Sohn obigen Peters, namens Joachim, hatte vier Frauen und zeugte eine große Zahl Kinder. Von diesem Joachim an verzweigte sich die Ernstfamilie in sehr verschiedene Wite. Unsere nähern Vorfahren waren ungefähr 200 Jahre lang, 1648—1848, Tuchhändler zum "Pfauen", so daß diese Tuchhandlung sich eines alten und guten Namens erfreute. Von diesen Vorfahren waren sehr viele Mitglieder des großen und kleinen Rates, zwei waren Stadtschreiber oder bekleideten neben ihrem Beruf noch andere städtische Verwaltungsstellen; einige widmeten sich dem Studium der Theologie und zwei dem der Medizin.

Mein Urgroßvater Hans Jakob Ernst zum "Pfauen", geboren 1740, gestorben 1799, schied 1780 aus dem Tuchgeschäft aus und wurde Amtmann des Schlosses Wyden bei Hausen und Ossingen, welches damals nebst ausgebreiteten Ländereien der Stadt Winterthur gehörte. Er hatte zwei Frauen; aus erster Ehe mit Anna Hanhart stammte mein Großvater J. J. Ernst, 1771—1835; aus zweiter Ehe mit Susanna Reinhart sein Stiefbruder Salomon Reinhart, der 1810 zur katholischen Religion übertrat, nachdem er eine Göldlin von Tiefenau geheiratet hatte. Ich erwähne dieses katholisch gewordenen Stiefbruders meines Großvaters deshalb, weil sich die frühesten und schönsten Jugenderinnerungen an diesen Großonkel knüpsen.

Die Religionsänderung kam folgendermaßen: Er war Sekretär des damaligen Bundeskanzlers Mousson und mußte mit der Bundeskanzlei alle zwei Jahre seinen Wohnsitz zwischen Zürich, Bern und Luzern wechseln. In Luzern verliebte er sich in ein Fräulein Theresia Göldlin von Tiefenau, welche als strenge Katholikin einen großen Einfluß auf ihn ausübte und ihm ihre Hand nur unter der Bedingung der Religionsänderung zusagte. Mein Großonkel war und blieb bis an sein Lebensende ein sehr frommer und aufrichtiger Katholik. Hiefür legen auch seine Söhne Zeugnis ab: sein ältester Sohn Eduard wurde katholischer Pfarrer in Ettiswil, später in Weggis und schließ= lich Chorherr in Beromünster; der zweite Sohn Bernhard wid= mete sich als Organist und Violoncellist wesentlich der Kirchen= musik, und sein jüngster Sohn war Kapitän in der päpstlichen Schweizergarde in Rom. Das Verhältnis der Familien in Luzern und Winterthur war trot der Religionstrennung ein höchst intimes und herzliches, und gegenseitige Besuche nährten und pflegten dieses freundschaftliche Verhältnis bis ins dritte Geschlecht.

Mein Großvater Johann Jakob Ernst (1771—1835), auf den meine frühesten Jugenderinnerungen zurückgehen, war Raufmann und handelte in baumwollenen und gefärbten Tüchern. Er übergab sein Geschäft meinem Bater, als dieser sich 1822 verheiratete. Ich sehe den kleinen, untersetten Mann noch stets die Wohnstube auf und ab spazieren, die lange irdene Pfeife im Munde haltend. Damals, also anfangs der Dreißigerziahre, hatte man noch keine Phosphorzündhölzchen, sondern große, dicke Schwefelhölzchen. Um die Pfeife anzuzünden, beschurfte man eines Stahls, Feuersteins und Junders. So wurde der Junder zum Brennen gebracht und auf den Tabak im Pfeifschen gelegt. Schien die Sonne klar zum Fenster herein, so wurde die Pfeife wohl auch mittelst Brennglas am Fenster angezündet, was uns Knaben sehr amüsierte.

Eine freundliche Erinnerung an diesen Großvater geht auf

die Weinlese 1834 zurück. Das Jahr war ein ganz vorzügliches Weinjahr, so daß überall die Weinlese in erhöhtem Maße ge= feiert wurde. Unsere Familie besaß, wie jede gut bürgerliche Familie, ihren eigenen Rebberg. An dieser Weinlese, "Wümmet", waren nun für uns Enkel, deren wir doch bereits fünf waren, an einem jungen Obstbaum oberhalb des Weinberges allerlei Spielsachen und Süßigkeiten aufgehängt, wie an einem Abends wurde ein schönes, brillantes Feuerwerk Christbaum. abgebrannt, reichlich aus kleinen Kanonen geschossen, ein großes Feuer angezündet und um dieses herum von den Rebleuten und den Mägden getanzt und gesungen. Der vorzügliche Vierunddreißiger Wein wurde in jeder Familie sorgfältig gehegt und gepflegt und spielte noch mehrere Dezennien lang die Rolle des "non plus ultra", was ein Winterthurer Bürger einem frem= den Gaste offerieren konnte.

Als der Großvater 1835 starb, blieb seine Frau, geborne Elise Forrer (1777—1847), unsere liebste Großmutter, um welche wir uns täglich scharten, um ihren spannenden Erzählungen zu= zuhören. Sie besaß einen herrlichen Humor und ein Talent zum Erzählen von Geschichten und Märchen, besonders anhand von Abbildungen, 3. B. Däumling, Hänsel und Gretel uff.; dann Kriegsgeschichten, besonders Erzählungen aus den Erlebnissen der bösen Kriegsjahre 1799/1800. Mit malerischer Lebhaftigkeit schilderte sie uns jene Kriegserlebnisse, zum Beispiel wie sie sich mit unserem im Februar 1799 geborenen Vater, also einem neugebornen Wickelkind, für mehrere Tage in den Reller flüchten mußte, um sich vor den Verheerungen und Plün= derungen der Franzosen zu schüken. Sie schilderte besonders die Franzosen als böse und gefürchtete Soldaten, während die Raiserlichen und die Russen gutmütiger gewesen seien. kalten Winter hatten meine Großeltern französische Soldaten einquartiert. Da diese das Zimmer zu kalt fanden, zerspalteten sie mit ihren Säbeln Tisch und Stühle und heizten damit den Ofen, natürlich, fügte die Großmutter im Erzählen bei, unter den höflichsten Entschuldigungen, wie Pardon Madame, oder avec votre permission, chère Madame. Allgemein war die Verstimmung gegen diese französischen Freiheit= und Gleich= heitspender. Über die Russen beklagte man sich nur, weil sie die Unschlittkerzen aßen, und über die Österreicher wurden gar keine Rlagen laut. Auch heitere Episoden teilte sie uns mit. So war zwischen den beiden Schlachten bei Zürich das österreichische Hauptquartier eine Zeitlang in Kloten und wurde eines Tages die "haute volée" von Winterthur vom Generalissimus Erz= herzog Karl nach Kloten zu einem Ball geladen. Mit einem ge= wissen Stolz erzählte sie uns, wie sie als junge, schöne Frau dort gefallen und der Erzherzog ihr förmlich den Hof gemacht habe. Diese Großmutter ist mir wegen ihres Erzählertalentes, ihrer Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit stets in lieber Erinnerung ge= blieben, und ihr Tod im Jahr 1847 betrübte mich so tief, daß ich auf die Trauerkunde von Zürich nach Winterthur reisend, aus dem Weinen fast nicht herauskam. Sie war und blieb zeit= lebens die Sonne in unserer Familie; denn als im Jahr 1840 die schwere Krisis über unsere gute Mutter mit ihren acht Kin= dern hereinbrach, war sie es, die uns stets aufrichtete und ermun= terte, nicht zu verzagen. Diesen frohen Humor hatte sie wohl von ihrer Mutter, Frau Anna Forrer-Sulzer, geerbt, welcher Urgroßmutter, gestorben 1832, ich mich noch sehr gut erinnere. Wir Urenkel besuchten sie wöchentlich. Sie lag stets im Bett und hatte jedesmal unter der Bettdecke feine Brötchen (Weggli) für uns bereit. Nebenan wohnte der Bäcker, dem sie dann an die Wand klopfte, um uns glauben zu machen, daß der Nachbar, Bäcker Studer, ihr diese warmen Weißbrötchen auf ihr Geheiß durch die Wand ins Bett schiebe. Sie konnte uns diese Fabel so plausibel machen, daß wir kleinen Kinder in der Tat glaubten,

die von ihrem Bett gewärmten Brötchen seien direkt aus dem Backofen des Nachbars in ihr Bett geschoben worden; sie schmeckten uns dann natürlich als neugebackene um so besser. Es scheint der Humor in dieser Familie Forrer vorgeherrscht zu haben.

Beim Rückblick auf die früheste Jugendzeit muß ich auch unseres väterlichen Wohnhauses gedenken, in welchem wir acht Geschwister geboren sind. Das Haus zum "Tannenberg" steht in der Mitte der Marktgasse, das heißt der Hauptstraße der Stadt. Es gehört somit zum ältesten Teil der Stadt, besteht wie alle Häuser dieser Straßenseite aus einem Vorderhaus, gegen die Marktgasse schauend, und einem Hinterhaus, dem Stadtgraben zugekehrt. Damals ging dieser Stadtgraben noch beinahe um die ganze Stadt herum. Wir Jungen wohnten im Hinterhaus, die Großeltern im vordern, woselbst übrigens im ersten Stockwerk sich die Bureaux und Magazine des Geschäftes befanden. In dem Stadtgraben weideten oft Schafherden; früher soll es auch Rehe darin gehabt haben.

In dieser Zeit der kleinstädtischen Gemütlichkeit befand sich fast vor jedem Haus am Trottoir der Marktgasse eine zum Haus gehörende Bank, auf der sich Alt und Jung am Feierabend Man unterhielt sich mit der Nachbarschaft, besprach lagerte. allfällige Neuigkeiten, und die Kinder der Nachbarn spielten froh und friedlich miteinander. In der Nähe von unserem Haus war die Post, woselbst die großen Postwagen, welche von und nach Zürich fuhren, Halt machten, und da diese Marktgasse die einzige rechte Straße zwischen Zürich und der Ostschweiz bildete, war der Güter= und Postverkehr in dieser voreisenbahnlichen Zeit ein sehr lebhafter. Begreiflicherweise wurde die Neugierde von Jung und Alt bei Ankunft dieser Postwagen mit ihren Bei= wagen sehr gesteigert und jedesmal die sogenannte Konstanzer= oder St. Gallerpost von Neugierigen umlagert. Wer sich in die Zeit vor dem großen Briefpostverkehr, vor dem Telegraphen uff.

versett, wird begreifen, daß der Kleinstädter bei solchen Ge-Iegenheiten stets nach Neuigkeiten ausspähte. Auch das Waren= haus, das sog. Raufhaus, war in der Nähe und somit unsere Um= gebung die lebhafteste im ganzen Ort. Der Kleinhandel in Tüchern, Spezereien, Kolonialwaren, Eisenwaren uff. war da= mals in Winterthur ziemlich lebhaft; denn die Bevölkerung des Töktales, des Rempttales, des Weinlandes und eines Teils des Rantons Thurgau bezog ihren Bedarf von Winterthur. Außerdem hatte Winterthur schon damals einen ziemlich aus= gedehnten Großhandel nach Italien und dem Orient, da mehrere Geschäftshäuser die bunten Tücher der Rotfärbereien der Um= gebung nach Italien und dem fernen Osten sandten. Das Ge= schäft meines Großvaters, resp. meines Vaters, bestand in dem Zwischenhandel zwischen Baumwollwebern — und zwar Handarbeitern, da damals noch keine mechanischen Webstühle exi= stierten — und den weitern Verkaufsstellen, ein Vermittlungs= geschäft, das dann Ende der Dreißigerjahre ziemlich einging und verfümmerte.

* *

Ich kam am 5. August 1828 als drittes Kind zur Welt, und bald folgten in den Jahren 1830, 31, 33—35 und 39 die andern Geschwister, so daß unser Vater am 23. März 1840, an seinem Todestage, eine tiesbetrübte, trauernde Witwe und acht Waisen zurückließ.

Mein Vater hatte eine glückliche Jugendzeit verlebt als ältester Sohn und besonders beliebter und geschätzter Gesellschafter. Er machte seine kaufmännische Fremdenzeit in Livorno durch in einem Zürcherhause Ott. Livorno war damals noch ein sehr bedeutender Safenplatz. Von dort aus machte er schöne Reisen nach Rom und Neapel.

Er war neben seiner Geschäftstätigkeit ein eifriger Militär. Im Jahr 1833 mußte er als Major des Bataillons Landolt wegen der Baslerwirren nach Basel, wohin die Tagsakung Okkupationstruppen hinsandte, um dem ausgebrochenen Bürger= frieg ein Ende zu machen. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, den lieben Vater hoch zu Roß an der Spike der Truppen nach Beendigung der Basler-Okkupation in Zürich einrücken zu sehen. Ich durfte auf den Anlaß mit meiner Mutter dorthin zu der befreundeten Familie Bögeli-Wiser. form, überhaupt das Soldatenwesen hatte auf uns Kinder einen mächtigen Einfluß. So ist mir auch die Zeit der drohenden Rriegsgefahr mit Frankreich im Jahre 1838 noch sehr lebhaft im Gedächtnis geblieben. Als sich die Schweiz weigerte, den Prinzen Louis Bonaparte, welcher mit seiner Mutter auf Arenen= berg lebte, auszuweisen, und die Tagsatzung Truppen aufbot, um einen allfälligen Angriff Frankreichs abzuwehren. war auch das Bataillon, welches mein Vater nach dem Tode des Oberst Landolt kommandierte, auf Pikett gestellt. Vater war voller Begeisterung und freudig bereit, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen. Als die Mutter in der Aussicht auf Krieg weinte, konnte ich sie nicht begreifen, sondern teilte ganz die Begeisterung des Vaters und war eigentlich betrübt, als kurze Zeit nachher die Aufregung sich infolge der freiwilligen Abreise Bonapartes legte und die Kriegsgefahr beseitigt wurde. ältern Knaben wetteiferten in der militärischen Begeisterung und sahen unsern Vater am liebsten in Uniform und auf dem Pferde, während unsere liebe Mutter, nach unserem Empfinden sonderbarerweise, gar keine Freude an der militärischen Kar= riere kundgab. Sie hatte aber Recht, denn sie fühlte wohl, daß darunter das Geschäft litt.

Neben dem Handelsgeschäft und der militärischen Karriere versah mein Vater seit 1837 als Mitglied des engern Stadtrates das Departement der Domänen und des Forstwesens, was ebenfalls viel Zeit in Anspruch nahm. Er glaubte jedoch, diese Stelle um so eher übernehmen zu können, als er seinen jüngsten Bruder Friz, geboren 1802, als Associé ins Geschäft aufgenommen hatte. In die Zeit seiner stadträtlichen Tätigkeit fiel die Ausfüllung der Stadtgräben und die Anlage von neuen Straßen und Alleen an deren Stelle, ferner die Erbauung eines großen neuen Schulhauses auf der nördlichen Seite der Stadt.

Die Dreißigerjahre brachten mit der freiern und fortschritt= lichen Gesetzgebung vom Jahr 1830 reges Leben in die damalige Bevölkerung, und so war auch mein Vater von diesem frischen Geiste erfüllt und wirkte in der Vollkraft seiner Mannesjahre nach verschiedenen Richtungen als guter Bürger emsig mit. Als aber im Winter 1838/39 die etwas einseitig radikale Regie= rung David Friedrich Strauß als Professor der Dogmatik be= rief, neigte er sich mehr und mehr derjenigen Richtung zu, welche das religiöse Volksempfinden respektierte und die bedroht schei= nende dristliche Religion glaubte schüken zu müssen. ihm wie vielen andern, welche sich aus Pietät und Anhänglich= teit an die Zwinglische Landeskirche gegen diese Berufung sperr= ten und sich gegen die Regierung, in welcher ihm befreundete Männer sich befanden, aussprechen mußten. Besonders bedauerte er, gegen den ihm nahestehenden Bürgermeister Melchior Sirzel Stellung nehmen zu müssen.

Dieser riesengroße Bürgermeister ist mir noch in gar gutem Gedächtnis geblieben. Im Jahr 1837 nahm mich mein Vater mit nach Zürich zu einer Dampsschiffahrt auf dem neu erbauten ersten Dampser des Zürichsees. Als er auf dem dicht gefüllten Verdeck mit dem mächtigen Bürgermeister sich unterhielt, stand ich kleiner Knirps vor dem großen Manne, schaute mit staunens den Augen bald an ihn hinauf, bald bewunderte ich seine außersordentlich großen Füße. Ob dieser Betrachtung mußte der Bürgermeister lachen und nahm mich dann auf seinen Arm, damit ich auch eine Übersicht über das bevölkerte Schiffsverdeck

genießen könne, und ließ sich in ein freundliches Gespräch mit mir ein, wobei mir hauptsächlich auffiel, daß dieser Riese eine hohe Fistelstimme besaß, statt einer tiesen Baßstimme, wie ich nach seiner Größe annehmen zu müssen glaubte.

In dem kritischen Jahr 1839 gehörte also mein Vater der konservativen Partei an, welche aber in Winterthur in Minderheit stand. Wie es in solchen politisch aufgeregten Zeiten geht, wurde er in den Zeitungen der radikalen Partei sehr angegriffen, und in der Nacht vom 5. auf den 6. September war sogar sein Leben gefährdet, da er in seiner Stellung als Stadtrat das städtische Zeughaus gegen die drohende Vergewaltigung zu schützen hatte. Die Ereignisse griffen ihn gemütlich sehr an, und als dann im November eine große Inphusepidemie ausbrach, welche besonders an der Marktgasse viele Opfer forderte, wurde auch er samt drei von uns Kindern von der Krankheit befallen. Nach einer scheinbaren Vesserung trat im Februar 1840 ein Rückfall ein, welcher seine Kraft erschöpfte und am 23. Märzseinen Tod herbeiführte im Alter von 41 Jahren.

Aus der Straußenputsch=Zeit haften noch mancherlei Ersinnerungen in meinem Gedächtnis. Der Straßenkampf vom 6. September spielte sich auf dem Münsterhof und dem Paradesplat am Bormittag ab; es blieben zirka fünfzehn Tote auf dem Plat. Wir hatten damals in Winterthur nachmittags 3—4 Uhr bei Rektor Heller Lateinunterricht und waren mit Übersetungen kleiner mythologischer Erzählungen, also mit griechischer Göttersgeschichte beschäftigt. In der Mitte der Stunde, als gerade von Zeus und den andern Göttern die Rede war, klopste man an die Türe. Unser Lehrer ging hinaus und verblieb sehr lange vor der Türe in lebhaftem Gespräch mit seinem Sohne, einem stud. jur., der von Zürich herbeigeeilt war, um seinem Bater die Neuigkeit des Zusammenstoßes und der Sprengung der Regierung mitzuteilen. Wie es bei Schulbuben so leicht geht, bes

nutt man eine solche Pause, um allerlei Schabernak zu treiben. Während nun vor der Türe auf dem Gang Vater und Sohn in traurigernster Stimmung sich über das Landesunglück und über das Blutvergießen unterhielten, waren wir Schüler in der aus= gelassensten fröhlich übermütigen Stimmung. Plöklich trat Rektor Heller wieder ins Zimmer zurück, verdeckte sein Gesicht mit seinem Taschentuch und weinte bitterlich. Wir waren um so verblüffter, als er uns laut zurief: "Liebe Schüler, Bürgerblut ist geflossen, Bürgerblut!" Wir aber waren noch von dem voran= gegangenen Schabernak erfüllt und lachten in die vor den Mund gehaltenen Hände, die einen leise, andere platten halb lachend heraus. Der würdig ernste Rektor, sonst ein strenggläubiger Christ, im Augenblick aber mitten im Stoff der Unterrichtsstunde steckend, war ob solchem Gebahren so entrüstet, daß er in hef= tigster Erregung uns zurief: "Schämt euch vor den Göttern." Das wirkte und metamorphosierte uns vollständiger als es eine monotheistische Strafpredigt wohl vermocht hätte. Nach einer peinlichen Totenstille fuhren wir fort, die mythologischen Sätze zu übersetzen und uns mit den olympischen Göttern auszu= löhnen. — Vor der Schule und auf der Straße gab es dann unter uns Knaben Kämpfe zwischen Straußianern und Antistraußianern. Selbst im Unterricht konnte man hie und da aus Außerungen von leidenschaftlich politisch gefärbten Lehrern parteiische Behand= lung der Schüler fühlen, so daß gewisse Schüler für die politische Gesinnung des Vaters vonseite solcher Lehrer gestraft wurden. Die Gährung dauerte längere Zeit fort, bis die ruhigere Überlegung wieder die Oberhand gewann und selbst eifrige Parteigänger nachher zur Ansicht neigten, die Religion habe in diesem politischen Handel eine zu große Rolle gespielt.

Unser Vater war für uns ältere Geschwister ein herzens= guter Vater, der besonders uns beiden ältesten Brüdern gar manchen Ausflug gönnte. An Sommersonntagen wurde der

Schauenberg oder der Irchel besucht, ja selbst das Hörnli wurde einmal bestiegen, und über ein Pfingstfest reisten wir mit ihm nach dem Hohentwiel und später einmal für einige Tage ins Appenzellerland, noch im Jahr 1839 auf den Rigi und nach Luzern. Bei seinen Wanderungen durch die seinem Departement angehörigen städtischen Waldungen nahm er uns oft mit, und so lernten wir die prächtigen Forste von Winterthur von Grund aus kennen und fühlten uns in denselben zu Hause. Auf einem solchen größern Spaziergang ging es einst nach Neftenbach, um das Land zwischen Töß, Wartgut und Wartbad zu inspizieren, ob es sich eigne für eine bevorstehende Musterung von zwei Bataillonen. Mein Vater hieß uns zwei Knaben am Rande des lang ausgedehnten Wieslandes ruhig warten, bis er wieder komme. Zur Ausmessung der Distanzen durchquerte er das Feld, wobei er immer kleiner und kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Nun begann mein älterer Bruder zu weinen und nach dem Vater zu rufen. Es wurde uns immer banger, und wir fühlten uns jämmerlich verlassen, so daß ich natürlich mit= heulte. Die Distanz war aber so groß, daß der Vater uns nicht hörte. Nach einer wie uns dünkte unendlich langen Zeit erblickten wir ihn endlich wieder als kleinen Bunkt, und in dem Make wie dieser sich zur erkennbaren Figur vergrößerte, verminderte sich unser unsäglicher Schmerz. Doch waren nasse Augen und Schluchzen noch längere Zeit für den zurückgekehrten Vater Zeugen des großen Verlassenheitsgefühls, das uns übernommen hatte.

Mehrmals brachte ich in den Dreißiger= und Vierziger= jahren meine Ferienzeit bei dem katholischen Großonkel in Luzern zu, wo wir uns sehr heimisch fühlten und gerade den für Auge und Ohr, ja sogar für den Geruch anziehenden Kultus gerne mitgenossen, zumal sein Sohn Bernhard, Musiker und Or= ganist, uns bei den hohen Messen in der Kirche extra gute Pläße verschaffen konnte. Die gedeckte Brücke mit den geschichtlichen Abbildungen ergößte uns sehr. Im Hause des Onkels wurde lebhaft und schön musiziert und hörte ich dort zum erstenmal Quartettmusik, die auch als Novität sehr anzog. Violoncell spielte der Sohn Bernhard, und die andern Herren trugen geistsliches Gewand, was dem Ganzen einen gewissen ehrwürdigen Anstrich verlieh. Auch der See war für uns Winterthurer Landeratten ein großer Anziehungspunkt.

Schon in den Dreißigerjahren durften wir Knaben in den Ronzerten der Winterthurer Musikaesellschaft in den Fenster= nischen Stehplätze einnehmen, und dadurch wurde schon früh Gehör und Geschmack für gute Musik genährt und gepflegt, denn wenn auch das dortige Orchester klein und mit Ausnahme eines ersten Violinisten (Heisterhagen) aus Dilettanten bestand, so waren doch, den bescheidenen Verhältnissen entsprechend, die Leistungen unter der Direktion eines H. Methfessel recht gute und anerkennenswerte. Als kleiner Anabe frappierte und amü= sierte mich in den Dreißigerjahren die Toilette der vornehmen Damen, welche damals stark dekoltiert im Ronzert brillierten. Selbst ältere Damen ließen es sich nach damaliger Mode nicht nehmen, ihre wohlbeleibten Büsten als Konzertdekorationen zu präsentieren. Um die damaligen Konzerte erwarb sich die Familie Ziegler zum obern Steinberg (Ziegler-Vellis) mit ihren verschiedenen Zweigen sehr große Verdienste. Es herrschte sehr viel Musiksinn und Musikverständnis in ihr. Gewöhnlich sah man im Orchester vier bis sechs Familienglieder mitwirken. Der Großvater spielte den Kontrebaß, der Sohn das Violoncell, der Enkel Violine uff. Die Mode, in den Zwischenakten die Hon= neurs zu machen, war sehr im Schwunge, viel mehr, als es jekt der Fall ist; ja, man konnte den großen "Lions" abfühlen, daß diese Entre-Actes für sie der wichtigste Teil des Konzertes waren. Auch sah man hie und da noch Herren mit Chabothemden und

Fräcken à l'Empire. Die Sängerinnen waren natürlich Frauen und Fräulein vom Ort selbst; so sangen zwei meiner Tanten sehr häufig Duette zusammen und wurden sehr akklamiert, was mir natürlich bis ins Innerste wohl tat. Das Konzertlokal war im damaligen Stadthaus im obersten Stockwerk. So klein und bescheiden die damaligen Verhältnisse waren, so blieben doch die Erinnerungen an diese ersten musikalischen Genüsse unverwischbar als Zeugnis des musikalischen Lebens und Strebens der kleinen Stadt an der Eulach.

Von Zeit zu Zeit etablierte sich eine wandernde Theater= gesellschaft für einige Monate, um im alten Werkhof, später Raserne, eine improvisierte Bühne aufzurichten und Lustspiele, leichtere Dramen, ja sogar einzelne Opern, wie Freischütz und Preziosa, aufzuführen. Auch solche Genüsse wurden uns in den Dreißigerjahren zuteil, freilich selten, aber dann waren sie um so wertvoller. Die Wolfsschlucht im Freischütz machte auf mein junges Gemüt einen furchtbar tiefgehenden Eindruck, der mich Nächte hindurch verfolgte. So fühlte ich mich, wenn ich abends zu Bette ging, oft mit großer Angst erfüllt, ob ein böser Geist nicht unter meinem Bette verborgen sein könnte. Ich nahm dann in der Angst einen Stock und fuchtelte damit unter dem Bett hin und her, um mich zu überzeugen, daß niemand sich dort verborgen habe. Erst nach solchen Exerzitien konnte ich Ruhe und Schlaf finden.

Mein Schulleben begann, wie damals üblich, mit dem fünften Lebensjahr. Die Schulzimmer waren eng und schlecht ventiliert. Es gab zweierlei Primarschulen, eine bürgerliche und eine für Ansässen oder Hintersässen, wie man sie damals nannte. Die Lehrer waren aber gut, und besonders in den Realklassen herrschte schon der lebenskräftige, moderne Geist des Thomas Scherr in den Lehrern Kübler und Rüegg, welche den Unterzicht nach den Scherrschen pädagogischen Grundsähen reformierten.

Ehe ich aber diese erste Lebensperiode, die frühere Jugend= zeit verlasse, will ich doch noch der andern Seite meiner nächsten Verwandtschaft, nämlich der Familie, aus welcher meine liebe Mutter stammte, Erwähnung tun. Sie stammte aus einer sehr alten bürgerlichen Winterthurer Familie, ihr Vater war Konrad Haggenmacher zum "Sirschengut", und ihre Mutter eine ge= borne Sulzer, Schwester des damals hochangesehenen bane= rischen Kammerherrn Baron Sulzer von Wart. Das Hirschengut war ein großes, langes Landhaus vor dem östlichen Tor, soge= nanntes Obertor an der St. Gallerstraße. Es stand in einem großen Obstgarten und hatte als Anbau Stallung, Scheune und Mein Großvater Haggenmacher hatte fünf Bächterwohnung. Töchter und zwei Söhne. Die Kinderjahre genossen wir in die= sem Landgute im Kreise der vielen andern Kinder, welche den übrigen Familien entsproßten. Man hatte viel Gelegenheit zu spielen, und in der Heuernte belustigte man sich besonders da= mit, in den Heuschochen herumzupurzeln. Großvater Haggen= macher war ein ernster, etwas fränkelnder Mann, galt für einen außerordentlich gewandten Kaufmann, hatte viel ausländische Verbindungen und trieb nebenbei als Weinbergbesitzer noch einen ziemlichen Weinhandel. Er starb im Jahr 1842, also zwei Jahre nach meines Vaters Tode. Der Großmutter verblieb bis zu ihrem Tode 1858 das Hirschenaut.

Die Neujahrstage in diesem Sirschengut waren stets sehr geseierte Familienseste, an welchen sich die zahlreichen und kinderreichen Familien der fünf Töchter und der zwei Söhne vereinigten. Es wurden kleine Theaterstücke aufgesührt, etwas musiziert und Kinderspiele arrangiert, so daß sich manche freundliche Erinnerung an diese Sirschengut=Feste knüpft. Immerhin war aber unsere Anhänglichkeit an die Großmutter Ernst viel größer und intensiver, zumal Großmutter Haggenmacher über ihre große Enkelschar eher seufzte als sich freute. Sie hatte offen=

bar einen eher schwermütigen Zug in ihrem Charafter, war also der größte Gegensatzur andern Großmutter, und so war auch der "spiritus familiaris" im Hirschengut und dessen Grenzen kein eigentlich froher, zutunlicher und wohltuender. Wenn an den Familientagen diese fünf verheirateten Töchter nebst Sohns= frau am Nachmittag durch den Obstgarten zusammen auf und ab spazierten, jede mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, so mach= ten die still und düster dahinwandernden Frauengestalten auf die Nachbarn den Eindruck, als ob nur Trauer und Kummer auf den Gesichtern zu lesen wäre; kein Lächeln oder scherzende Be= wegung war bemerkbar, nur Leichenbitterstimmung herrschte, als ob die Strickarbeit eine drückende Last wäre. Bu diesem humorlosen Wesen mögen die vielen frühzeitigen Todesfälle viel beigetragen haben. Schon 1835 starb der älteste Schwieger= sohn von zirka sechs bis sieben Kindern weg, 1840 unser Vater von acht Kindern, bald nachher der dritte Schwiegersohn und der älteste Sohn, ebenfalls von zahlreichen Familien weg, so daß in den Fünfzigerjahren die Großmutter Haggenmacher wohl fünfundzwanzig verwaiste Enkel um sich scharen konnte. Ihr jüngerer Sohn war bis zum Jahr 1830 Offizier in hollän= dischen Diensten im Regiment Ziegler. Dann verheiratete er sich mit einer reichen holländischen Gutsbesikerin, welche Ehe aber nicht sehr glücklich ausfiel, zumal diese Frau zwanzig Jahre älter war als ihr Mann. Nachdem er sich 1846 von ihr getrennt hatte, verheiratete sich dieser sonderbare Mann im Aargau mit einer zwanzig Jahre jüngern schönen Wirtstochter in Lauffohr bei Brugg, kaufte dort eine Insel unmittelbar unterhalb der Ver= einigung der drei Flüsse Aare, Reuß und Limmat, machte sie urbar, baute sich ein Häuschen und lebte dort vergnügt in seiner Bei diesem Onkel Robinson auf der Aareinsel zweiten Ehe. verbrachte ich einmal einige herrliche Ferientage und bewunderte, was er aus diesem öden Eiland gemacht hatte. Es war durch schönen Garten und schöne Allee geziert, und so klein auch das niedliche Häuschen war, so groß war andererseits seine Gastsfreundschaft und sein Geschick, seine Gäste in allen Winkeln wohnslich unterzubringen. In einer frohen Stimmung erzählte er mir dann viel von Holland und wie er zu seiner ersten Frau gestommen sei.

Er war Offizier auf der Festung Bergen op Zoom in der Nähe des Städtchens Steenbergen, woselbst die Offiziere ihre Bekanntschaften suchten. Als um 1832 die schweizerischen Regimenter infolge der politischen Umwälzung aufgehoben wurden und die Offiziere auf dem Trockenen saßen, da kam über manchen die Lust, eine reiche Holländerin zu heiraten, um sich auf diese Weise schadlos zu halten. In Steenbergen wohnten zwei ältere unverheiratete Damen, welche als sehr reich galten. Auf diese hatten es mein Onkel und zwei seiner Freunde abgesehen. Als sie eines Tages am Hause dieser Damen vorbeigingen und noch zögerten, an der Hausglocke zu läuten, um sich den Damen zu präsentieren, zog einer derselben unversehens die Glocke, und als die Türe aufging, schoben sie meinen Onkel in den Haus= gang hinein und schlossen dann hinter ihm die Haustüre wieder zu. Er war nun gefangen, ging zu den Damen hinauf, präsen= tierte sich und gefiel mit seiner liebenswürdigen Art um so mehr. als er zudem ein höchst schmucker und schöner Mann war. Er machte nach angenehmer Teeunterhaltung der einen Dame einen Heiratsantrag und reussierte. Jahrelang lebte er mit ihr glücklich auf ihrem großen Landgut "Dassenberg" und kam zirka 1836 mit ihr auch nach Winterthur, um sie seinen Eltern und Geschwistern vorzustellen. Ich erinnere mich der holländischen Tante noch sehr gut. Schön war sie nicht, wohl aber sehr freund= lich und uns Kindern gegenüber äußerst liebenswürdig. war entzückt über die Wahl, troß des großen Altersunterschiedes, und noch anfangs der Vierzigerjahre waren die Verhältnisse

so gut, daß nach dem Tode meines Vaters zwei meiner Geschwister auf Wunsch des Onkels und seiner Frau nach Holland
auswanderten, um dort erzogen zu werden. Leider änderten
sich dann die ehelichen Beziehungen und führten zur Trennung. Meine Geschwister aber kehrten wieder in die Heimat
zurück. Es ist nie aufgeklärt worden, wie dieses Mißgeschick
heraufwuchs. Nur munkelte man, daß katholische Geistliche intriguiert hätten, um die der katholischen Kirche angehörende
Großgrundbesitzerin in ihre Hände zu bekommen.

Es wäre eine Unterlassungssünde, würde ich unter den Ver= wandten des Hirschenautstammes nicht des treuen und lieben Onkel Doktor Studer erwähnen, welcher die dritte Tochter Haggenmacher zur Frau genommen hatte. Er wollte eigentlich die vierte Tochter sich ausbitten, welche schöner und intelligenter war; allein Großpapa Haggenmacher war als guter Berechner und Raufmann der Ansicht, daß die Abgabe seiner Töchter nur der Reihenfolge nach, also nach der Altersstufe vor sich gehen tönne, womit sich dann schließlich Dr. Studer einverstanden Großpapa Haggenmacher hatte als kluger Mann auf diese Art vermieden, daß seine Ar. 3 siken blieb. Für die beiden jüngern Töchter war ihm nicht bange, da sie mehr Vorzüge Übrigens lebte Onkel Dr. Studer mit seiner hatten als jene. Frau sehr glücklich, und da er ein Brausekopf und etwas heftiger Art war, so mochte auch die Verbindung mit der sanften, gut= mütigen Luise die richtige sein; denn Nr. 4 hätte sich seinen etwas brüsken Manieren sicherlich weniger gefügt.

Dieser Onkel Dr. Studer war unser Hausarzt, und wir alle hingen mit großem Zutrauen an ihm, zumal er auch in der schweren tödlichen Krankheit unseres lieben Vaters treu und herzlich zu uns gehalten hatte und eine wohlwollende Stütze für unsere schwergeprüfte Mutter war. Ihm habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß ich studieren durfte; denn außer ihm

und Herrn Reinhart im heiligen Berg fanden alle Verwandten, vorab die Großmutter Haggenmacher, daß das Studium der Unkosten wegen unmöglich sei.

Meine Jugendjahre bis zum Jahr 1840, dem Todesjahr meines Vaters, verliefen freudig und glücklich im Kreise meiner Geschwister und getragen von liebenden Eltern. Ich kann wohl sagen, daß diese heitere Jugendzeit im grellen Kontrast steht mit der schweren Katastrophe, welche der frühzeitige Tod unseres Vaters herbeiführte. Als er am 23. März 1840 in seinem 41. Lebensjahr starb und die waisenamtliche Untersuchung herausstellte, daß die Situation des Geschäftes und somit die ganze ökonomische Lage der zahlreichen Familie höchst bedenklich sei, war das Erstaunen und der Schrecken der weitern Ver= wandten=Rreise sehr groß. Die Erkenntnis der bittern Wirklich= feit brachte große Bestürzung hervor, und besonders die Großeltern im Hirschengut waren sehr niedergeschlagen und ver= stimmt. Unsere gute Mutter mit ihren acht Kindern, von denen das älteste fünfzehn Jahre alt war und das jüngste bloß drei Monate zählte, war geknickt. Es wurde Familienrat gehalten und beschlossen, man sollte trachten, unsere Mutter zu entlasten und womöglich einen Teil der Kinder zu versorgen bei andern Verwandten. So kam es, wie schon oben erwähnt, daß zwei meiner Geschwister zu dem kinderlosen Onkel nach Holland reisten. Ich kam zu Herrn Caspar Reinhart zum "Beiligen Berg", welcher ein Freund meines Vaters war. Mit diesem Ausein= anderreißen der Kinder war meine liebe Mutter anfänglich gar nicht einverstanden, und es schmerzte sie tief, ja sie fand es un= barmherzig, daß man nicht auf andere Weise helfen könne. Doch fügte sie sich in die unabänderliche Lage. Mit diesem Ereignis schließt meine erste Jugendzeit ab.

II.

In meine neue Heimat in der Familie Reinhart lebte ich mich nach und nach gut ein, und zwar um so leichter, als ich mit einem der Söhne in dieselbe Schulklasse ging. Wie ich nachher vernahm, hatte sich Herr Reinhart zu meiner Aufnahme in seine Familie besonders deshalb entschlossen, weil er diesem Sohne einen guten Rameraden beigesellen wollte. Immerhin war sein Entschluß ein höchst uneigennütziger; denn er besaß bereits eine ziemlich große Familie; aus seiner ersten Ehe hatte er vier Rinder und aus seiner zweiten Ehe mit Berta Hef von Zürich bereits zwei, denen in den Vierzigerjahren noch vier weitere folgten. Mama Reinhart-Heß war über diesen Entschluß, mich noch aufzunehmen, gar nicht entzückt, da sie als zweite Frau bereits vier Rinder angetreten und das Gefühl hatte, sie hätte eigentlich diese neue Bürde nicht nötig. Dessenungeachtet ließ sie mich diese Abneigung absolut nicht fühlen, sondern behandelte mich wie jedes der andern Kinder, liebevoll und freundlich. Überhaupt war ich schon von Anfang an von dem Sinn und Geist, der in der Familie herrschte, sehr eingenommen und blieb zeitlebens für die dort verlebten vier Jahre dankerfüllt. Th wurde wie das Kind vom Hause behandelt. Im Winter wohnte man in der Stadt im sogenannten "Untern Steinberg", wo sich auch das Bureau befand, und im Frühjahr und Sommer bis zum Spätherbst auf dem hoch über der Stadt gelegenen Land= sit zum "Heiligen Berg". Hier also verlebte ich die Jugendzeit vom 12.—16. Altersjahr und reifte so allmählig heran, um dann nach der Konfirmation am Palmsonntag 1844 an das obere Gymnasium nach Zürich überzusiedeln.

In der Familie Reinhart herrschte unter Anregung des geistig sehr intelligenten Familienvaters ein guter Genius und eine exakt geregelte Hausordnung. Morgens wurde man zeitig geweckt und mußte der Körper reichlich gewaschen werden. Sauberkeit und Ordnungssinn wurden gepflegt. Vor dem Mittagstisch wurde ein Tischgebet verrichtet, ebenso abends. Die Bettstunde wurde ebenfalls strenge innegehalten. Es herrschte viel Musiksinn in der Familie, und so wurden hier nach einigem Unterbruch auch meine schon zu Hause begonnenen Klavierstunden fortgesetzt. Auch die andern Kinder pflegten die Musik, je nach ihren Anlagen. Oft wurde an Sonntagabenden zusammen musiziert, Duett und Trio gesungen und Violine und Klavier gespielt.

Vapa Reinhart war ein äußerst vielseitig gebildeter Mann, gar nicht von der Schablone der einseitig auf Zahlen und Rech= nen beschränkten Kaufleute. Wenn er uns im Sommer morgens um sechs Uhr weckte, war er bereits im Garten schon länger, Schiller, Goethe oder Herder lesend, auf und ab spaziert. war in Winterthur Meister der kleinen Freimaurerloge und stand als solcher mit der großen Loge in Zürich (Modestia cum libertate) in enger Verbindung. Durch diese Logenfreundschaft mit den Zürchern Dr. L. von Muralt und Dr. Mener-Hofmeister kam er auch zu seiner zweiten Frau Berta Heß, welche sehr be= freundet mit den beiden Frauen Doktoren war, und so führte diese Freundschaft später auch mich als Gymnasiasten und Studenten in diese Zürcherfamilien ein. Die beiden Zürcher Herren kamen wiederholt mit Frau und Kindern auf eintägigen Besuch auf den Heiligen Berg, und so machte ich schon als vierzehn= jähriger Anabe mit dem neun- bis zehnjährigen Kinde Betty von Muralt, meiner nachmaligen ersten Frau, Bekanntschaft.

Papa Reinhart war auch ein sehr tätiges Mitglied der kantonalen Postbehörde. Er war in dieser Behörde wohl sehr maßgebend und mußte häufig nach Zürich zu Sitzungen. In der Politik stand er nicht in den vordern Reihen; doch wurde er als geistig hervorragender Kaufmann und vielseitig gebildeter Mann in den Dreißigerjahren in den Großen Rat des Kantons gewählt und hat in diesem Rat in verschiedenen Fragen eine Rolle ge= Sein Raufmannsgeschäft hatte verschiedene Branchen. Je nach dem Wechsel der Zeit und der kommerziellen Lage wußte er sich durch Aneignung neuer Geschäftszweige auf der Höhe zu erhalten. Mitte der Vierzigerjahre dehnte er sein Exportgeschäft nach dem Orient, nach Konstantinopel, Smyrna und Beirut aus. knüpfte dort Verbindungen an, erlitt dann aber in der Krise des Jahres 1848 einen sehr schweren Schlag. Ein tüchtiger Ge= schäftsführer, Herr Groß in Konstantinopel, und sein ältester Sohn Theodor in Smyrna starben fast gleichzeitig in dieser kritischen Zeit, und zwar in nicht ganz aufgeklärter Art, so daß man Vergiftung vermutete. Trok seinen bereits fünfzig Jahren reiste er selbst nach dem Drient, ordnete dort die zugrunde gerich= teten Geschäfte und knüpfte neue Verbindungen an, indem er sich auf den Handel mit ägyptischer und amerikanischer Baum= wolle warf. Anfangs der Siebzigerjahre starb er als sehr ver= möglicher Mann, ein Muster von Fleiß, Arbeitskraft und Ausdauer.

Mir persönlich war er zeitlebens sehr zugetan. 1854 besuchte er mich in Wien und 1855 in Paris. Als er mich in Paris in ziemlich einfachen und etwas abgeschossenen Rleidern, wie sie für arme Studenten und unbemittelte Doktoren passen, im Quartier latin überraschte, fand er meinen Anzug absolut unspassend und wünschte des bestimmtesten, daß ich mich mit bessern Rleidern versehe; denn, fügte er bei, "Rleider machen Leute". Er gab mir die Adresse seines Pariserschneiders, Herrn Stoh, Place de la bourse 4, und einen Kreditbrief "non limité" an das Bankhaus Marcuard & Cie. Als ich bei dem Schneider eintrat, erklärte mir dieser, er sei bereits instruiert, was er für mich ansfertigen müsse; es bleibe nur übrig, das Maß an mir zu nehmen. So wurde ich aufs feinste equipiert und hatte für die folgenden zwei Jahre, also für die Anfangszeit meiner zürcherischen ärzts

lichen Tätigkeit, hinlänglich feine und nach neuester Mode gesschnittene Kleider. Als ich dann nach meiner Heimkehr meinen Wohltäter in Winterthur besuchte und mich entschuldigte, ihm so große Unkosten bereitet zu haben, erwiderte er lachend, ich seinur zu sparsam gewesen. Im Geschäftsleben galt er für sehr exakt und sogar knauserig, aber ich meinerseits habe ihn nur freisgebig erfahren. Nach meiner Ansicht widersprechen sich übrigens diese beiden Eigenschaften nur scheinbar. Personen, in denen sie sich vereinigten, habe ich in meiner über ein halbes Jahrshundert dauernden ärztlichen Tätigkeit vielsach kennen und schäken gelernt.

Auf dem "Seiligen Berg" schliefen wir vier Knaben im geräumigen sogenannten Saal, dem alten Refektorium der frühern Chorherren, einem kahlen, schmucklosen Raum. Abends mußten wir im Garten mit Wasser und einer andern, nicht wohl= riechenden Flüssigkeit das Gemüse und den Salat begießen und überhaupt uns nüglich machen. Mama Reinhart führte ein liebevolles, aber strenges Regiment und überwachte unsere land= wirtschaftliche Tätigkeit, während sie in ihrem Lieblingsblatt, der "Allgemeinen (Augsburger) Zeitung" las oder mit einer Freundin zusammen auf einer Gartenbank sich unterhielt. Im Jahr 1842 durfte ich mit den beiden Söhnen Theodor und Louis und etwa zehn andern Schülern unter Leitung zweier Lehrer eine Ferienreise machen über Gotthard, Furka, Grimsel, Brienzer= und Thunersee, Emmental und Entlibuch über Luzern nach Hause zurück. Die genußreiche Tour gehört zu meinen schönsten Jugend= erinnerungen.

So verliefen die Jahre 1840—1844 im neuen Heim für mich recht vergnüglich. In der Schule kamen in dieser Zeit das Lasteinisch und später das Griechische an die Reihe. Das Gymnassium war im ganzen gut. Lobend möchte ich zumal unseres zweiten Lateinsehrers, Rektor Troll, erwähnen, welcher ein

vorzügliches Lehrtalent besaß und trotz seiner Strenge und sei= nes durch starkes Schielen etwas unheimlichen Gesichtsaus= druckes meine große Zuneigung hatte, so daß ich ihn auch noch später, wenn ich von Zürich in die Ferien nach Hause kam, aus alter Anhänglichkeit oft besuchte.

* *

Im Frühjahr 1844 trat ich in Zürich in die erste Klasse des obern Gymnasiums ein. Im Aufnahme-Examen wurden wir Winterthurer-Aspiranten in den alten Sprachen als ungenügend taxiert, in der Mathematik jedoch als vorzüglich, so daß die lektere gute Note die schlechten aufwog. Diese drei Jahre des obern Gymnasiums verliefen ziemlich schablonenmäßig. Unterricht im Griechischen und Lateinischen ließ anfänglich keine rechte Liebe zu diesen Kächern aufkommen. In der dritten Klasse hatten wir dagegen das Glück, den berühmten Philologen Johann Caspar von Orelli zu genießen. Freilich war er schon alt, aber doch noch voll Feuer. Der Unterricht in der deutschen Sprache bei Professor Ettmüller war ledern; um so mehr liebten wir Winterthurer den Unterricht in Algebra und Mathematik bei Professor Raabe, da wir in diesem Fache gut vorbereitet waren, was bei den vom zürcherischen untern Gymnasium herkommenden Schülern nicht der Fall war. Unsere Klasse war ausnahmsweise gut in intellektueller Beziehung; weniger in bezug auf das Be= tragen, ja es kam bei den Jahrespromotionen zweimal vor, daß Rektor Fäsi in öffentlicher Rede betonte, wie diese Rlasse sich zwar durch große geistige Anlagen und Vorzüge auszeichne, aber in bezug auf Betragen leider sehr viel zu wünschen übrig lasse. Es waren in der Tat Schüler darunter, welche später sich großen Ruf erwarben. So zum Beispiel Albert Lange, später Professor der Philosophie und Verfasser der "Geschichte des Materialismus"; Gottlieb Ziegler, später Pfarrer, Regierungs=

rat, Nationalrat ust.; Salomon Bleuler, Pfarrer, Nationalraty politisches Haupt der demokratischen Bewegung von 1867/68 und schneidig scharfer Redaktor des "Landboten"; Arnold Cloetta, später Professor der Medizin; Wilhelm Rambli, Dekan in St. Gallen und Haupt der kirchlichen Reformpartei; Friedrich Mener, Sekretär des Erziehungsrates und des Rirchenrates, ein lebendiges Lexikon und ein Mann von einer klassischen Ruhe und Objektivität; Heinrich Weidmann, Staatsschreiber, leider jung gestorben, und Johann Bohhard, Staatsschreiber, vielsleicht der intelligenteste von allen, aber leider sittlich später zersfallen.

In die Eymnasialzeit von 1844—1847 fiel die Zeit der großen politischen Gährung, der Freischarenzüge, der großen Volksversammlung im Jahr 1845 in Unterstraß, durch welche die konservative Regierung von Zürich gesprengt wurde, der Befreiung des Luzerner liberalen Hauptes Dr. Steiger aus der Gefangenschaft, kurz aller der aufregenden Ereignisse, welche dann 1847 zum Sonderbundskriege führten. Es war eine Zeit der politischen Zeitungskämpfe, der Karrikaturen, der persön= lichen Verunglimpfungen und Beleidigungen, welche auch auf uns Jünglinge von neunzehn und zwanzig Jahren sehr aufregend und gährend einwirkte; ist man ja gerade in diesen Jahren für freiheitliche Bestrebungen um so empfänglicher, da man sich durch Schulgamaschendienst beengt und gefesselt fühlt. revolutionäre Zeit hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, daß unser Rektor Fäsi bei den Promotionen unsere Klasse in bezug auf Betragen so ungünstig qualifizierte; denn wo viel Intelligenz vorhanden ist, da sammelt sich auch viel Zündstoff an. Dazu kam, daß einer unserer Mitschüler, Boghard, in dem damals berühmten "Café littéraire", dem Sammelpunkt der Fortschrittspartei, wohnte und uns in der Schule stets mit den neuesten Ereignissen vertraut machte. Zudem hatte seine Schwe= ster, die spätere Frau Oberst von Orelli, bei der schwierigen Bestreiung des Dr. Robert Steiger aus dem Resselturm in Luzern mitgewirkt, weshalb sie für uns Jünglinge eine Art Jungsfrau von Orleans und von uns entsprechend geseiert wurde. Dieser Mitschüler Boßhard dominierte in der Klasse vermöge seiner großen Intelligenz und seiner politischen Frühreife, welche er sich in dem täglichen Berkehr mit den Leitern der radikalen Partei angeeignet hatte, und so bewirkte er, uns förmlich suggesierend, daß wir eine fast revolutionäre Stellung an der Kanstonsschule einnahmen, die dann hie und da von oben herab gesdämpft wurde, selbst vonseite der Aussichtsbehörde.

Als in den Jahren 1845/46 die eidgenössische Tagsatzung in Zürich tagte und die Verhandlungen wegen der politischen Wirren, besonders wegen der Freischarenzüge sehr stürmisch waren, besuchten wir aufgeregten Gymnasiasten oft die Tribüne des Ratsaales, soweit es der Schulunterricht zuließ. Wir verstolgten die Debatten, die oft sehr leidenschaftlich geführt wurden; ja, ich war auf der Tribüne, als der Verner Gesandte Ochsensbein den Gesandten von Schwyz, Oberst Abyberg, in offener Sitzung zum Duell herausforderte, wodurch eine stürmische Szene entstand, die der präsidierende Dr. Zehnder sast nicht besschwichtigen konnte.

Solche Erlebnisse nährten in uns die Leidenschaft für die Politik, so daß wir dann im Entscheidungsjahr 1847, dessen Frühziahr uns endlich die Maturität gebracht hatte, unser erstes Sezmester an der Hochschule, entsprechend der nun erlangten akazdemischen Freiheit, neben den Fachkollegien ausschließlich dem politischen Denken und Kannegießern widmeten. Als dann aber am Anfang des zweiten Semesters am 23. November durch das Gesecht bei Gislikon und durch die vorzügliche strategische Leitung des Generals Dusour der Sonderbund besiegt worden war, trat eine merkwürdige Stille und Ruhe ein und kehrte auch in uns

aufgeregten Köpfen vernünftige Überlegung und damit Liebe und Eifer zum Studium ein. Es folgten nun die Jahre des fleißigen Fachstudiums. Eine kurze Zeit gehörte ich dem Zofinger= verein an. Als sich aber eine Spaltung geltend machte, trat ich aus, da ich des politischen Treibens satt geworden war und mich zudem das Studium der Medizin von Semester zu Semester immer mehr fesselte.

Den studentischen Verbindungen blieb ich, nachdem ich aus dem Zofingerverein ausgetreten war, ferne, mit Ausnahme des Turnvereins, dem ich noch einige Semester lang angehörte und als dessen Angehöriger ich im Jahre 1849 im Zentralkomitee für das in Zürich abgehaltene eidgenössische Turnfest saß. war eifriger und gewandter Turner und verdanke wohl teilweise diesen körperlichen Übungen meine Gesundheit und Widerstands= Nach diesem eidgenössischen Turnfest, welches die Mit= glieder des Zentralkomitees sehr in Anspruch genommen hatte, trat ich auch aus diesem Verein aus und konzentrierte mich auf mein Fachstudium. Die propädeutischen Fächer waren teil= weise sehr gut besetzt, so die Chemie durch Löwig, die Physik durch Mousson, die Botanik durch Heer; die Zoologie dagegen unter dem alten Naturphilosophen Oken war nicht mehr zeit= gemäß. Die Anatomie unter Mener und die Physiologie unter Engel waren gut; leider war ich aber nicht mehr Schüler des Physiologen Ludwig, welcher erst nach Zürich kam, als ich dieses Fach schon hinter mir hatte. Am meisten zogen mich die Kliniker Locher=Zwingli und Hasse an, besonders der lettere, welcher mich nach Vollendung meiner Studien zu seinem klinischen Assistenten erkor, was für meinen Lebensweg entscheidend wurde. Hasse war ein Pionier der neuen objektiven, auf pathologisch= anatomischer Renntnis beruhenden Auffassung der Krankheit und hatte ein vorzügliches Lehrtalent. Er war ein Lehrer "von Gottes Gnaden" und deshalb allgemein beliebt und geschätzt.

Locher war ein Schüler des alten Göttinger Langenbeck und leistete als Chirurg Vorzügliches; besonders beobachtete er eine pedantische Reinlichkeit und gehörte somit schon damals, gewissermaßen unbewußt, der aseptischen Schule an. Antisepsis und Asepsis waren ja noch ganz unbekannte Begriffe, denn sie beherrschten erst ein Viertelzahrhundert später die Chirurgie. Was Locher operativ vornahm, war gut und korrekt; aber seine Operationskunst war beschränkt und von den damals bereits geübten Knochenresektionen wollte er nichts wissen. Dafür ergänzte ein deutscher rühriger Chirurg, Giesker, der sich als Privatdozent etabliert hatte, den Chirurgielehrer, was dieser aber nicht gerne sah.

Neben den klinischen Fächern fesselte mich die neu aufblühende Mikrostopie und Histologie unter Professor Fren, und da ich mich dessen voller Zuneigung zu erfreuen hatte, arbeitete ich bei ihm meine Spezialarbeit für die Doktordissertation aus, "Über die Verteilung der Blutgefäße in dem Darm", wobei ich die Capillarnehe des Magens, des Darmes und besonders die Capillarnehe im Innern der Penerschen Plaques und solitären Drüsen nachwies, wodurch zum erstenmal diese Drüsen als Lymphdrüsen erkannt wurden, während sie früher mehr als absondernde Organe, ähnlich der Labdrüse und Lieberkühnschen Drüse aufgefaßt worden waren. Dieser neue Vefund gab meiner Dissertation einen gewissen höhern Wert.

In den Studienjahren 1847—1851 hatte ich verschiedene Wohnungen inne, die mir aber anfänglich nicht recht zusagten. Da machte ich Bekanntschaft mit meinem nachmaligen Freund Wilhelm Haffter, der mich einlud, ein leeres Zimmer neben dem seinigen bei einem Herrn Rollenbut am Hirschengraben zu beziehen. Das war eine glückliche Wahl. Hier verlebte ich unter einem musterhaften, liebenswürdigen Philisterpaar und neben vorzüglichen Studenten und andern jungen Leuten den Rest

meiner Studienzeit und fühlte mich eigentlich zum erstenmal heimisch im Zürcher Philisterium. Herr Rollenbut, der letzte eines altzürcherischen Geschlechtes, war Kontrolleur in der Neu-mühle, und seine Frau war eine praktische und frohmütige Hausfrau, welche es gut verstand, junge Leute richtig zu behandeln, ans Haus zu seiste zu stehen. Hafter und ich hatten zwei inein-andergehende Zimmer. Wir hatten ein gemeinsames Klavier gemietet, und so wurde abends oft musiziert, gesungen und kleine Aufführungen arrangiert. Hier blieb ich die Frühjahr 1850, in welcher Zeit ich mich auf die Examen vorbereitete und daneben noch die Kliniken besuchte. Da erkrankte ich am Typhus und kehrte gegen Schluß des Wintersemesters krank nach Hause zu meiner Mutter, welche mich für einige Monate als Patient auf-nahm und verpflegte.

Nach mehreren Monaten kehrte ich dann wieder in dieselbe Wohnung nach Zürich, mußte aber die Präparation zum Examen gewissermaßen wieder frisch aufnehmen, bestand dann das Doktorexamen und trat im Frühjahr 1851 als klinischer Assistent bei Professor Hasse ein, in welcher mich beglückenden Stelsung im Kantonsspital ich zwei Jahre verblieb bis zum Wegzug Hasse nach Heidelberg.